

**Leo Schmidt: Symbiotischer Wissenschaftsjournalismus. Universität und öffentlich-rechtlicher Rundfunk in Kooperation.- Bochum: Studienverlag Dr. N. Brockmeyer 1989 (Bochumer Studien zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 57) 225 S., DM 44,80**

Ein verwirrendes Buch. Der Untertitel beschreibt lediglich eine Forderung (abgeleitet von einem älteren Pilotprojekt an der Universität des Saarlandes), und was "symbiotischer Wissenschaftsjournalismus" sein soll, erfährt der Leser erst kurz vor Schluß - zudem, daß es einen solchen (noch) gar nicht gibt. Zuvor muß man sich allerdings durch eine reichlich allgemeine Darstellung hinlänglich bekannter Ergebnisse der Kommunikationsforschung arbeiten: Über 'Massenkommunikation im Umbruch' (bedingt durch die Neuen Medien) erfährt man ein bißchen, Unvermeidliches über Kommunikationsmodelle und dann der Reihe nach etwas über Journalismusforschung, Produktionsbedingungen und Rezeptionsforschung, die Medienforschung der Rundfunkanstalten (Einschalt- und Rezeptionsverhalten als Grundlage für Programmmentscheidungen), die 'Aufgaben- und Erwartungstriaden' Information, Bildung und Unterhaltung und schließlich noch etwas über die Funktion der Massenmedien in einer demokratischen Gesellschaft. Nach 100 Seiten geht es dann (endlich) zur Sache. Jedoch: Daß Wissenschaftsjournalismus eine problematische Sache ist, wird schon dem Laien beim Blick in die Zeitungen und Programmankündigungen des Hörfunks und Fernsehens rasch klar. Wissenschaftsthemen sind deutlich unterrepräsentiert, vor allem wenn sie aus dem Gebiet der Geisteswissenschaften stammen. Angesichts wachsender Kompetenzschwierigkeiten der Journalisten bei immer komplexeren Forschungszusammenhängen, die investigativen Wissenschaftsjour-

nalismus kaum mehr erlauben, wird sich das wohl auch so schnell nicht ändern. Bleibt Wissenschaftsjournalismus also in Fachpublikationen und Minderheitenprogrammen verbannt, die Wissenskluft der Rezipienten weiter vertiefend? Oder reduziert er sich auf die Übersetzungstätigkeit vom Fach-Idiom ins Allgemeinverständliche? Daß die Kenntnis von Ergebnissen der Wissenschaft in einer von ihr abhängigen, aber erklärtermaßen demokratischen Gesellschaft eine Notwendigkeit ist, wagt niemand zu bezweifeln. Also gilt es, die Kluft zwischen Wissenden und Nichtwissenden zu verringern. Nach Schmidt soll der Wissenschaftsjournalist zum 'Bindeglied' zwischen Wissenschaft und Gesellschaft werden. Als Modell schlägt er das Pilot-Projekt *Campus TV* vom *Saarländischen Rundfunk* und der Universität des Saarlandes vom Wintersemester 1983/84 vor: Universitäre Arbeitsgruppen sollen für die Rundfunkanstalten Themen vorschlagen, aufbereiten, Kontakte herstellen und die Produktion betreuen; die redaktionelle Verantwortung läge bei den Sendern. Die Probleme eines derartigen Vorgehens werden allerdings allenfalls angerissen. Stattdessen plädiert Schmidt für eine universitäre Ausbildung von Journalisten, Wissenschaftsjournalisten zumal, in Zusammenarbeit mit Rundfunkanstalten.

Was aber ist nun "symbiotischer Wissenschaftsjournalismus"? Daß Journalisten in Symbiose mit Wissenschaftler leben sollen (wie Helmut Spinner vorschlug)? - Schmidts Blickwinkel ist durch seine Mitarbeit an dem *Campus-TV*-Projekt offensichtlich verengt. So glaubt er, daß es praktikabel und sinnvoll sei, wenn Zwischeninstanzen, die möglichst an den Universitäts-Instituten, die sich mit Medienfragen beschäftigen, angesiedelt sind, dem Wissenschaftsjournalismus auf die Beine hülften. Wie nun, wenn man Gleiches von politischen Journalisten verlangte, etwa mit einer Zwischeninstanz, angesiedelt bei der Pressestelle der Bundesregierung? Natürlich will Schmidt zu verhindern suchen, daß nach seinem Modell Sendungen "bloße PR-Aktionen" (S.174) werden - wie, sagt er allerdings nicht. Und daß die Massenmedien dazu beitragen sollten, eventuelle Legitimationsdefizite einzelner wissenschaftlicher Disziplinen durch Publizität in den Massenmedien zu beheben, wie Schmidt meint, ist nicht einzusehen. Hier liegt gewiß nicht die Aufgabe des Wissenschaftsjournalismus.

Die Studie ist ein Beleg dafür, wie allzu globales Denken in Modellen den Blick auf die konkrete Wirklichkeit verstellt. Die Probleme liegen nicht nur in Vermittlungsschwierigkeiten (auch außeruniversitäre Lebensbereiche werden komplexer und undurchschaubarer), sondern vor allem in den Gegenständen selbst und ihrer (oft verweigerten) Zugänglichkeit von Seiten der Wissenschaftler auf der einen und den Fragestellungen der Journalisten als Vertreter der Öffentlichkeit auf der anderen Seite. Daß hier großer Nachholbedarf besteht, zeigt die Ethik-Diskussion (etwa bei der Gen-Forschung) zur Genüge. Auf all

dies geht die Studie nicht ein. Da hilft auch das abgehobene Soziologen-Deutsch vor allem in den Kapitel-Überschriften nicht, um den Gesamteindruck zu verbessern.

Wolfram Wessels (Mannheim)